

„Wie wehe thust du mir“, sprach sie, „wenn du von Trennung sprichst. Des Reiches bist du beraubt, alle deine Güter hat dir Buschkara genommen, in die Verbannung hat dich der Herzlose geschickt — und ich, dein Weib, sollte dich Schuldlosen verlassen können? Ich sollte dich, den Ermüdeten, Hungernden im Walde allein lassen? O sprich nicht mehr von Scheiden und du sollst es fühlen, daß es keine bessere Arznei für dein Seelenleiden geben kann, als dein Weib, das dich mit theilnehmenden Blicken trösten und dein Leid erträglich machen will.“

„Ich weiß es, Damajanti, durch dich, daß es für das Leiden des Unglücklichen kein besseres Heil giebt, als die Theilnahme des geliebten Weibes. Ich schätze dich ja höher als mein Leben und wollte es doch lieber aufgeben, als dich ohne Noth verlassen. Aber kann ich es ertragen, daß du mein entseztliches Leben mit mir theilst?“

„O mein Gemahl, du bist mein Lebenslicht und darfst mich nicht verstoßen. Ich zittere vor dem Gedanken, daß du mir den Weg gezeigt haben könntest, um mich heimlich zu verlassen. Wenn du willst, daß ich zu meinen Verwandten gehe, so lasse mich nicht allein gehen. Mein Vater wird auch dir gastliche Aufnahme gewähren, er wird dir Rather und Ketter sein.“

„Zweifle ich denn an der Theilnahme deines Vaters? — Wie könnte ich es aber über mich bringen, in diesem hilflosen Zustande dem Trefflichen unter die Augen zu treten? Bedenke, Damajanti, mit welchen Hoffnungen und Erwartungen mir der Edle nachblickte, als er dich mir zum Weibe